



Gefühle sind er

**Von einem gestrandeten Wal, überw
Gefühlen und tragfähigen Entschei**

April 2026: Helfer:innen beobachten vor der Insel Poel den
Buckelwal *Timmy*. (Bild: picture alliance/dpa | Jens Büttner)



entscheidend

**vältigenden
dungen**

Ein Buckelwal in der Ostsee versetzt Millionen Menschen in Aufruhr und löst eine beispielslose Rettungsaktion aus. Vor lauter Mitgefühl gerät der Rat der Expert:innen ins Abseits. Es stellt sich die Frage: Vernebeln uns Emotionen die Sicht auf die Dinge oder sind sie der eigentliche Kompass unserer Moral? Am Fall «Timmy» zeigt sich, warum wir für ein gutes ethisches Urteil nicht weniger, sondern besser reflektierte Gefühle brauchen.

Von Lea Hümbeli

Es ist Frühling 2026. Ein Buckelwal verirrt sich in die Ostsee – ein Gewässer, das viel zu flach und viel zu eng ist für ein Tier seiner Grösse. Die Medien berichten und bald schon hält eine ganze Nation den Atem an. Timmy – so nennt man ihn – strandet, wird gerettet, strandet wieder. Das Mitgefühl ist immens: in den sozialen Medien häufen sich die Kommentare, Spendengelder fliessen, Bagger werden aufgeboden, ein Lastkahn umgebaut. Eine beisspielslose Rettungsaktion nimmt ihren Lauf. Als die Barge mit dem Wal sich schliesslich Richtung Nordsee in Bewegung setzt, kommen selbst dem deutschen Umweltminister die Tränen.

Der Wunsch, dem Wal zu helfen, ist offensichtlich derart überwältigend, dass wenig Raum für sachliches Abwägen, innere Distanz und für den Rat von Expert:innen bleibt, die dringend empfehlen, das Tier in Ruhe zu lassen. Als Timmy schliesslich ins offene Meer entlassen wird, jubelt die Welt. Wenige Tage später ist er tot.

Emotionen haben einen kognitiven Kern – sie enthalten Überzeugungen und machen deutlich, was uns wichtig ist.

Der Fall Timmy scheint zu bestätigen, was schon der Volksmund weiss: Gefühle bringen uns um den Verstand, sie vernebeln uns die Sicht auf die Dinge. Die Tatsache, dass Emotionen uns zuweilen überwältigen, uns parteiisch und voreingenommen machen können, legt die Folgerung nahe, sie aus dem öffentlichen Diskurs

und ethischer Urteilsfindung auszuklammern: Mehr kühle Sachlichkeit, weniger hitziges Herz. Diese dualistische Auffassung vom fühlenden Herz auf der einen und dem – davon klar abgetrennten – denkenden Verstand auf der anderen Seite, ist wissenschaftlich längst überholt. Die Vorstellung sitzt aber immer noch tief und führt dazu, dass bei ethischen Entscheidungsfindungen allzu oft Gefühle und Verstand gegeneinander ausgespielt werden.

Ohne Gefühle keine Entscheidung

Die Emotionsforschung der letzten Jahrzehnte hat gezeigt, dass Emotionen keine blinden Kräfte sind, die uns erfassen wie die Windböe das kleine Segelschiff. Emotionen enthalten Wissen. Sie sind eine besondere Form der Wahrnehmung und erschliessen uns Aspekte der Wirklichkeit auf eine ganz eigene Weise. Wer sich vor einem bellenden Hund fürchtet, nimmt den Hund als Bedrohung wahr und sich selbst als bedroht. Emotionen haben also einen kognitiven Kern – sie enthalten Überzeugungen über ihren Gegenstand und machen deutlich,

was uns wichtig ist. Gerade das macht sie hoch relevant für die Ethik, die sich im Wesentlichen mit unserer Vorstellung und Bewertung von gutem Leben und richtigem Handeln befasst.

Wer glaubt, ohne Emotionen klarer zu urteilen, täuscht sich. Neurowissenschaftliche Studien haben gezeigt, dass



Es ist kein Zufall, dass der gestrandete Buckelwal von Demonstrierenden auch *Hope* genannt wurde; auf dem Spiel stand für sie nicht nur ein Tier, sondern gleich die Hoffnung selbst. (Bild: picture alliance/dpa | Marcus Golejewski)

Menschen, die aufgrund von Hirnverletzungen ihre Fähigkeit verloren haben, Gefühle zu empfinden, keine «besseren» Entscheidungen treffen – sie treffen gar keine. Nicht weil sie zu wenig denken, sondern weil ihnen etwas fehlt, das dem Denken die Richtung gibt. Gefühle erschliessen uns etwas, das theoretische Begründungen allein nicht können: Bedeutsamkeit. Ein Intellekt ohne Emotionen bleibt letztlich wertblind, wie die Philosophin Martha Nussbaum treffend formuliert, ihm fehlt der Sinn für den Wert und die Wichtigkeit einer Sache.

Gleichzeitig holen uns Emotionen von der Zuschauertribüne und machen uns zu Beteiligten. Sie verbinden uns mit der Welt um uns. Gefühle wahrzunehmen und zuzulassen ist folglich auch

eine Absage an das Ideal der Selbstgenügsamkeit: Wir sind keine Ich-Inseln, sondern miteinander verbundene, verletzliche Wesen. Nicht zuletzt durch die Tatsache, dass wir trauern, uns freuen, uns sorgen, uns fürchten, sind wir fähig, Empathie zu empfinden und das Leid und die Not anderer wahrzunehmen. Emotionen sind also nicht nur ein Sensorium für Bedeutsamkeit, sie ermöglichen im besten Fall auch Anteilnahme und Mitgefühl.

Gefühle als Ausgangspunkt der Reflexion

Zurück zu Timmy. Das eigentliche Problem bei der «Walrettung» war nicht, dass zu viel oder falsch gefühlt

wurde. Das Mitgefühl der Menschen zeigt, dass wir fähig sind, uns von der Not eines anderen Wesens berühren zu lassen. Aber es blieb im konkreten Fall weitgehend unreflektiert. Zumindest in der öffentlichen Debatte wurde kaum gefragt, welche Überzeugungen mit den Gefühlen verbunden waren und ob das, wozu das Mitgefühl gedrängt hat, mit dem übereinstimmte, was dem Tier wirklich guttat. Dass einige – unter anderem der zuständige Umweltminister – den Wal nicht Timmy, sondern Hope nannten, ist ebenfalls bezeichnend: Auf dem Spiel stand plötzlich nicht nur ein Wal in Not, sondern gleich die «Hoffnung» selbst und damit eine zutiefst menschliche Sehnsucht. (Und spätestens jetzt darf der Wal eigentlich auch nicht mehr sterben.) Die starken Emotionen rund um das Tier wurden insgesamt also nicht zum Ausgangspunkt eines Nachdenkens, sondern schienen es zeitweise zu ersetzen.

Dabei können die Gefühle, die gegenüber dem Wal Timmy gezeigt wurden, ja durchaus zum Nachdenken anregen. Es stellt sich z.B. die Frage, warum für Timmy so viel mehr Mitgefühl empfun- den wurde als für all die namenlosen Schweine in der Massentierhaltung. Oder jene nach einer möglichen Mitschuld des Menschen an der Misere von Timmy. Überdeckte das starke Mitgefühl vielleicht auch bewusste oder unbewusste Schuldgefühle? Es sind genau jene Fragen, die ein reflektierter Umgang mit Emotionen stellen müsste.

Gefühle im Kontext sozialer Gemeinschaft

Für eine tragfähige ethische Entscheidungsfindung sind Emotionen also wichtig, sie müssen aber kritisch befragt werden. Das ist wohlbemerkt nicht nur Aufgabe der Einzelnen, es ist auch – sehr wesentlich sogar – Aufgabe des Kollektivs. Denn: Gefühle werden (auch) erlernt. Angst, Trauer, Zorn, aber auch Liebe oder Mitgefühl sind geformt von sozialer Gemeinschaft, von ihren Bräuchen und Geschichten, von ihrer Sprache und Praktiken und nicht zuletzt von ihrer Weltanschauung.

Ein verantwortungsvoller Umgang mit Emotionen braucht einen grösseren Reflexionsraum.

Man spricht in der Emotionsforschung auch von der «Grammatik» einer Emotion in einem bestimmten sozialen Kontext. Das meint: Ähnlich wie die Grammatik einer Sprache die Regeln dafür vorgibt, wie wir Wörter aneinanderreihen müssen, damit ein sinnvoller Satz entsteht, so gibt der soziale Kontext unsichtbaren Regeln dafür vor, wie ein Gefühl aufgebaut sein muss, damit es in dieser Gesellschaft als «angemessen» verstanden wird. Emotionen sind also immer auch sozial konstruiert: Nicht überall auf der Welt schämt man sich für das Gleiche; nicht überall auf der Welt empört man sich über das Gleiche.

Ein verantwortungsvoller Umgang mit Emotionen braucht deshalb immer auch einen grösseren Reflexionsraum, einen gemeinschaftlichen Austausch darüber, was in einer bestimmten Gemeinschaft angemessene Objekte von Scham, Empörung, Hoffnung oder Liebe sind und welche Überzeugungen dahinterstecken. Es muss zudem ausgehandelt werden, welche Emotionen kultiviert werden sollen, welche nicht und was das im Blick auf konkrete (auch politische) Deutungs- und Handlungsoptionen bedeutet. Grundlegend leitend sind dabei wiederum unsere Vorstellungen vom «guten Leben» – der Kernfrage jeder Ethik.

Was eine theologische Ethik beitragen kann

In einer durch den christlichen Glauben geprägten Gemeinschaft geht es aus Perspektive einer theologischen Ethik also auch um die Frage, inwiefern der Glaube Gefühle mitbestimmt. Dass auch religiöse oder weltanschau-

liche Gemeinschaften Gefühle (mit-) prägen, dürfte nach oben Genanntem nicht überraschen. Interessant ist aber, dass der christliche Glaube auf eine solche (Um-)Formung der Gefühle geradezu angelegt zu sein scheint. In den Geschichten und Gleichnissen, den Liebesgeboten, aber auch den Beschreibungen vom Wirken oder der Frucht des Geistes geht es wesentlich auch um Gefühle. Christliche Glaubensgemeinschaften sind also seit Jahrhunderten Orte, an denen Gefühle nicht nur gelebt, sondern aktiv geformt und reflektiert werden.

Gerade in hoch emotionalisierten öffentlich geführten Diskursen hat eine dezidiert theologische Ethik deshalb eine besondere Relevanz und Kompetenz. Sie kann (und soll) konkrete ethische Fragen versuchen zu beantworten, sie kann (und soll) aber auch dabei helfen, aufkommende Emotionen in Entscheidungsprozessen fundiert kritisch zu reflektieren, und Räume eröffnen, in denen über diese Gefühle ins Nachdenken und in einen Austausch gekommen wird.



Lea Hümbeli
ist Assistentin für Theologische Ethik am Institut für Sozialethik. Sie forscht unter anderem zur Didaktik der Ethik und zu Emotionsphilosophie. Sie arbeitet an einer Promotion zur theologischen «Ethik der Liebe».

Was das konkret bedeuten kann, lässt sich am Fall Timmy zeigen: Das Mitgefühl, das dem Wal Timmy entgegengebracht wurde, ist aus theologisch-ethischer Sicht überaus wertvoll. Es verbindet uns mit diesem notleidenden Wesen, das wir – aus christlicher Sicht – als Mitgeschöpf betrachten. Die Gefühle ihm gegenüber bewegen uns und bringen uns in Bewegung. Gleichzeitig gilt es – von diesem Mitgefühl ausgehend – zu fragen, was wir beispielsweise mit der christlichen Glaubensüberzeugung machen, dass alle Lebewesen Teil der Schöpfung und damit achtenswert und schützenswert sind – auch die Namenlosen, nicht viral gehenden. Was sind aus christlicher Sicht angemessene Objekte für Mitgefühl und in welcher Verantwortung stehen wir ihnen gegenüber? Solche Fragen zu klären und die daraus folgenden Einsichten in die allgemeine Debatte einzubringen – auch das ist Beitrag und Auftrag theologischer Ethik. ♦

Christliche Glaubensgemeinschaften sind seit Jahrhunderten Orte, an denen Gefühle nicht nur gelebt, sondern aktiv geformt und reflektiert werden.